



Das Bistum (Dresden-)Meißen in der DDR

Markus Ruhs

Messe in der römisch-katholischen Kirche St. Joseph in Chemnitz mit Bischof Otto Spülbeck, um 1960
Sammlung Karl Bauer, Chemnitz

Das im Jahr 968 von Kaiser Otto I. gegründete Bistum Meißen war in Folge der Reformation untergegangen. Nur in der Oberlausitz blieb ein katholischer „Rest“ übrig, welcher fortan durch die Dekane des Bautzener Domkapitel verwaltet wurde. 1921 wurde das Bistum Meißen mit Sitz in Bautzen wiedererrichtet. Das Territorium umfasste neben Sachsen das ehemalige Herzogtum Sachsen-Altenburg und die Fürstentümer beider Reuß. Unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs verlief die Grenze zwischen der sowjetischen und der amerikanischen Besatzungszone entlang der Zwickauer Mulde. Im Juli 1945 zogen sich die Amerikaner vertragsgemäß aus Mitteldeutschland zurück, damit lag das Bistum Meißen – mit Ausnahme der vier polnisch gewordenen Pfarreien im Zittauer Zipfel – nun als einziges deutsches Bistum vollständig in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) und späteren DDR.

Sowohl in Dresden als auch in der Bischofsstadt Bautzen sprachen schon im Mai 1945 leitende Geistliche bei den örtlichen sowjetischen Kommandanten vor und erreichten unter anderem die Erlaubnis für Gottesdienste und Versehänge auch

während der Sperrstunden. Bereits am 16. Juni 1945 – dem Fest des Bistumspatrons Benno von Meißen – fand in der bei der Bombardierung stark beschädigten Dresdner Hofkirche wieder der erste Gottesdienst statt. Auf diese Weise machte man gegenüber der Besatzungsmacht deutlich, dass die dem Staat gehörende halb zerstörte Kirche weiterhin kirchlich genutzt wird. Das Verhalten der Sowjets gegenüber den Kirchen unterschied sich in dieser Anfangszeit kaum von dem der amerikanischen Besatzungsmacht im Westteil des Bistums. Da Bautzen am Ende des Krieges hart umkämpft war, flüchteten Bischof Petrus Legge (1882–1951) und die Mitarbeiter des Bischöflichen Ordinariates im April 1945 nach Schirgiswalde. Am 11. Juni 1945 nahm die Bischöfliche Verwaltung ihre Arbeit in Bautzen wieder auf. Bei den Kämpfen um Bautzen waren das Priesterseminar in Schmochtitz und das Bischofshaus im Garten des heutigen Dompfarramtes zerstört worden, sodass Bischof Legge und seine Nachfolger – als Gäste des Domkapitels – fortan im Bautzener Domstift ihren Wohnsitz nahmen. Unmittelbar nach Kriegsende gab es verschiedene Versuche, katholische Schu-

len und eine kirchliche Zeitung wiedererstehen zu lassen. Diese Unternehmungen scheiterten jedoch an der Haltung der neuen politischen Verantwortlichen.

In der im Sommer 1945 neu gegründeten CDU waren in Sachsen die Katholiken zahlreich vertreten. Exemplarisch sei hier der Chemnitzer Pfarrer Ludwig Kirsch (1881–1950) vorgestellt. Der 1891 in Dresden geborene und 1914 zum Priester geweihte Kirsch trat nach dem Ende des Ersten Weltkriegs der katholischen Zentrumsparterie bei und war zeitweilig deren sächsischer Landesvorsitzender. Nachdem er 1935 die Pfarrei St. Joseph auf dem Chemnitzer Sonnenberg übernommen hatte, wurde er wenige Monate später auf Grund seiner Kritik am NS-Regime im Lager Sachsenburg interniert. Nach seiner Rückkehr nach Chemnitz stand er unter polizeilicher Aufsicht. In der neu gegründeten sächsischen CDU übernahm Kirsch verschiedene Funktionen: als Stadt- und Kreisrat, Landtagsabgeordneter und Mitglied des Hauptvorstands der CDU in der SBZ und zeitweise stellvertretender Landesvorsitzender. Auch viele seiner Gemeindemitglieder schlossen sich der neuen Partei an. Jedoch blieb der Chemnitzer Pfarrer auch weiterhin in seinen Parteiämtern, als die Ost-CDU mehr und mehr gleichgeschaltet wurde. Ludwig Kirsch starb am 22. Januar 1950. Seine festliche Beisetzung mit einem großen Trauerzug durch die Chemnitzer Innenstadt und unter Teilnahme des Vorsitzenden der Ost-CDU, Otto Nuschke (1883–1957), und anderer Funktionäre konnte allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass die CDU inzwischen zur SED-hörigen Blockpartei deformiert war. Welchen Anteil der Chemnitzer Pfarrer Ludwig Kirsch dabei hatte, ist in der Forschung umstritten.

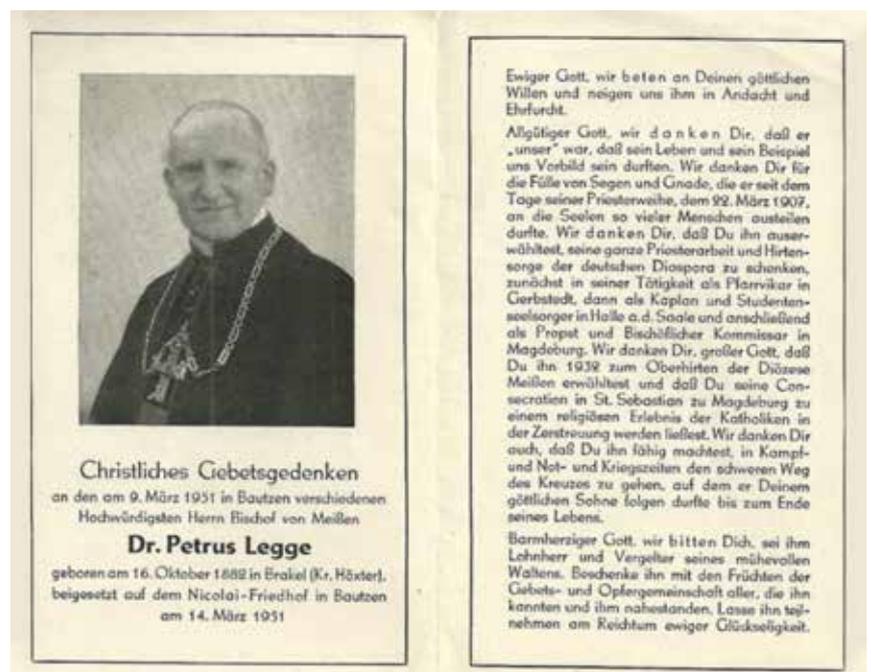
In den ersten Nachkriegsjahren wurden ca. eine Million Flüchtlinge und Vertriebene aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten und den vormaligen deutschen Siedlungsgebieten im (süd-)östlichen Mitteleuropa in Sachsen angesiedelt. Ein Großteil davon war katholischer Konfession. Die Integration der Vertriebenen war in allen katholischen Jurisdiktionsbezirken in der SBZ und späteren DDR eine der der größten Herausforderungen. In den ersten Jahren richtete sich die Aufmerksamkeit der kirchlichen Akteure vor allem darauf, eine seelsorgliche und caritative Betreuung der katholischen Vertriebenen zu ermöglichen. So konnte auch im Bistum Meißen die Caritas zumindest die größte Not der Vertriebenen lindern. Vor dem Krieg lebten Katholiken im Bistum Meißen – mit Ausnahme der katholischen Gebiete in der Oberlausitz – vor allen in den Städten. Auf Grund der Zerstörung vieler Städte durch die Kriegshandlungen und der angespannten Versorgungslage wurden jedoch die Vertriebenen vor allem auf den Dörfern angesiedelt. So kamen katholische Schlesier, Ermländer oder Sudetendeutsche in Orte, in denen sie oft die ersten Katholiken seit der Reformationszeit waren und mancherorts „katholisch“ sogar ein verbreitetes Schimpfwort war. Zudem



Beerdigung von Pfarrer Ludwig Kirsch, 1950
Sammlung Karl Bauer, Chemnitz

unterschieden sich die Vertriebenen auch durch Dialekt, Küche und Brauchtum von ihrer Umgebung. Sie waren also Außenseiter und unwillkommene Gäste. Vor diesem Hintergrund suchten viele Zuflucht bei den örtlichen Kirchengemeinden. Hier trafen sie auf Landsleute und/oder Menschen mit einem ähnlichen Schicksal. Auch waren ihnen die kirchlichen Rituale gut vertraut. Der Erfurter Kirchenhistoriker Josef Pilvousek charakterisiert daher die ostdeutsche Kirche in der Nachkriegszeit als eine „Flüchtlingskirche“. Da in der Regel die Vertriebenen auch kaum motorisiert waren, begannen die Pfarreien bald damit, auf den Dörfern sogenannte Außenstationen einzurichten. Neben notdürftig eingerichteten Kapellen in Hin-

Totenbildchen des Bischofs Dr. Petrus Legge, 1951
Sammlung Karl Bauer, Chemnitz



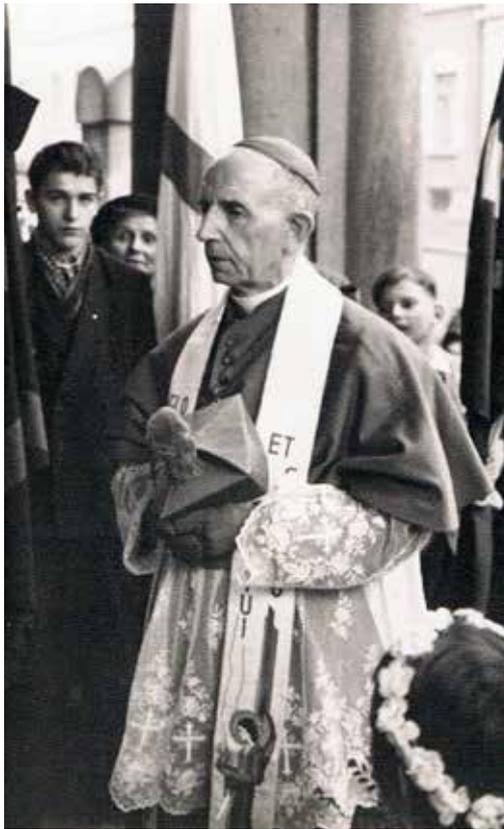
Christliches Gebetsgedenken
an den am 9. März 1951 in Bautzen verschiedenen
Hochwürdigsten Herrn Bischof von Meißen
Dr. Petrus Legge
geboren am 16. Oktober 1882 in Brakel (Kr. Hörter),
beigesetzt auf dem Nicolai-Friedhof in Bautzen
am 14. März 1951

Ewiger Gott, wir beten an Deinen göttlichen Willen und neigen uns ihm in Andacht und Ehrfurcht.

Allgütiger Gott, wir danken Dir, daß er „unser“ war, daß sein Leben und sein Beispiel uns Vorbild sein dürfen. Wir danken Dir für die Fülle von Segen und Gnade, die er seit dem Tage seiner Priesterweihe, dem 92. März 1907, an die Seelen so vieler Menschen austeilend durfte. Wir danken Dir, daß Du ihn auserwähltest, seine ganze Priesterarbeit und Hirten-sorge der deutschen Diaspora zu danken, zunächst in seiner Tätigkeit als Pfarrvikar in Gierstadt, dann als Kaplan und Studenten-seelsorger in Halle a.d. Saale und anschließend als Propst und Bischöflicher Kommissar in Magdeburg. Wir danken Dir, großer Gott, daß Du ihn 1932 zum Oberhirten der Diözese Meißen erwähltest und daß Du seine Consecration in St. Sebastian zu Magdeburg zu einem religiösen Erlebnis der Katholiken in der Zerstreuung werden ließest. Wir danken Dir auch, daß Du ihn fähig machtest, in Kampf- und Not- und Kriegszeiten den schweren Weg des Kreuzes zu gehen, auf dem er Deinem göttlichen Sohne folgen durfte bis zum Ende seines Lebens.

Barmherziger Gott, wir bitten Dich, sei ihm Lohnherr und Vergeltter seines mühevollen Wählens. Beschenke ihn mit den Früchten der Gebets- und Oplergemeinschaft aller, die ihn kannten und ihm nahestanden. Lasse ihn teilnehmen am Reichtum ewiger Glückseligkeit.

Bischof Heinrich Wienken,
um 1955
Sammlung Karl Bauer, Chemnitz



terhöfen oder gemieteten Wirtshaussälen, fanden die Stationsgottesdienste in evangelischen Kirchen statt. Die allermeisten evangelischen Gemeinden gewährten hierfür großzügiges Gastrecht.

Von 1932 bis 1951 leitete Bischof Petrus Legge das Bistum Meißen. Während der vom NS-Regime



Fronleichnamsprozession im Großen
Garten in Dresden, 29. Juni 1957
SLUB Dresden, Deutsche Fotothek,
Foto: Erich Höhne/Erich Pohl

lancierten Devisenprozesse hatten Bischof Legge und sein Generalvikar einige Zeit in Haft verbringen müssen, was sich auf das Handeln des Bischofs stark auswirkte. Infolge des Devisenprozesses war 1937 der Leiter des Commissariates der Fuldaer Bischofskonferenz, Bischof Heinrich Wienken (1883–1961), dem Meißner Bischof als Koadjutor beigegeben worden. 1951 folgte Wienken Petrus Legge als Bischof nach. Bischof Wienken konnte allerdings nur wenige Jahre sein Bistum regieren. Auf Grund seines Alters und seiner schlechten Gesundheit erbat er sich einen Koadjutor als Unterstützer. Daraufhin wurde der Leipziger Propst Otto Spülbeck (1904–1970) im Sommer 1955 zum Bischof an der Seite Wienkens. Spülbeck übernahm bereits im Dezember 1955 als Apostolischer Administrator die Leitung des Bistums. Nach dem Rücktritt Wienkens wurde er am 25. Juli 1958 im Bautzener Dom als Diözesanbischof eingeführt. Vor dem Hintergrund der sich abzeichnenden deutschen Teilung hatten sich schon bald nach Kriegsende leitende Geistliche aus den einzelnen Jurisdiktionsbezirken zu – anfangs noch informellen – Besprechungen in Berlin eingefunden. Während Bischof Legge diesen Besprechungen eher distanziert und passiv gegenüberstand, wirkten der Leipziger Propst Spülbeck und der Bautzener Domkapitular und späterer Generalvikar Dr. Johann Hötzel (1901–1991) von Anfang an sehr aktiv daran mit. Aus diesen informellen Beratungen entwickelte sich die 1950 formal errichtete Berliner Ordinarienkonferenz (BOK). Von 1961 bis 1968 leitete der Berliner Bischof Alfred Bengsch (1921–1979) diese Konferenz, während Spülbeck als sein Stellvertreter amtierte.

Für Aufsehen sorgte Otto Spülbeck mit seiner Predigt auf dem Kölner Katholikentag 1956, in der er das Diktum vom fremden Haus prägte: „Aber wir leben in einem Haus, dessen Grundfesten wir nicht gebaut haben, dessen tragende Fundamente wir sogar für falsch halten. Und wenn wir jetzt in diesem Haus miteinander leben, so kann unser Gespräch nur bedeuten – verzeihen Sie mir die Banalität, aber ich habe es so gesagt – wer macht in diesem Haus die Treppe sauber? [...] Wir tragen gerne dazu bei, dass wir selbst in diesem Haus noch menschenwürdig und als Christen leben können, aber wir können kein neues Stockwerk draufsetzen, da wir das Fundament für fehlerhaft halten.“ Mit dieser Predigt sprach sich der Meißner Bischof deutlich dafür aus, als Christen im totalitären Staat den Glauben zu leben und dies als Sendung zu begreifen, in die man von Gott hineingestellt sei. Gleichzeitig sprach sich Spülbeck – völlig anders als noch wenige Jahre zuvor der Berliner Kardinal Konrad von Preysing (1880–1950) argumentiert hatte – auch eindeutig gegen die Flucht vieler Katholiken nach Westdeutschland aus.

Eines der Anliegen Spülbecks war die Verlegung des Ordinariates und des Bischofssitzes von Bautzen in die Bezirkshauptstadt Dresden, allerdings scheiterten die langwierigen Verhandlungen schließlich an der Haltung der staatlichen Verhandlungs-

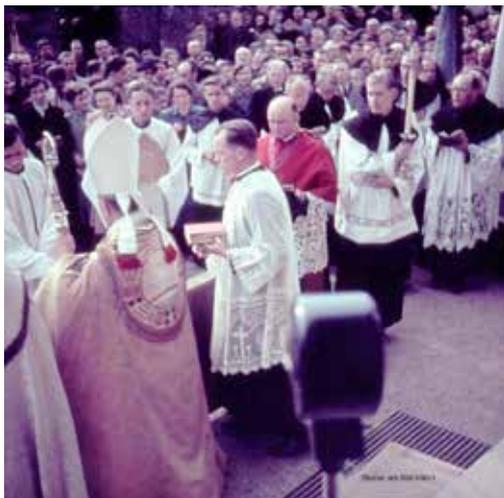
partner. 1964 erhob der Bischof die wiederhergestellte Dresdner Hofkirche zur Konkathedrale des Bistums, womit ein erster Schritt zur Verlegung des Bistumssitzes gegangen war. 1968 stand die Feier der 1000. Wiederkehr der Gründung des Bistums Meißen an. Zwar konnte das Jubiläum mit regionalen Festgottesdiensten und unter Teilnahme aller Mitglieder der BOK im innerkirchlichen Rahmen festlich begangen werden, doch indem die staatlichen Stellen die Einladung ausländischer Gäste, die Abhaltung einer zentralen Feier und auch die Veröffentlichung einer Festschrift untersagten, machten sie einem großen Teil der Festvorbereitungen einen Strich durch die Rechnung. Im selben Jahr stand auch das 1000-jährige Jubiläum des in der Reformation untergegangenen Erzbistums Magdeburg an. Da der dortige Weihbischof und Generalvikar Friedrich Maria Rintelen (1899–1988) von staatlicher Seite als progressiv und gesprächsbereit eingeschätzt wurde, konnte das Erzbischöfliche Amt sowohl eine große Festveranstaltung ausrichten sowie eine Festschrift veröffentlichen. Das kirchliche Handeln war letztlich immer den Launen und dem Kalkül des SED Staats ausgeliefert.

So ging auch der Gründung des Leipziger St. Benno Verlages eine lange und komplizierte Vorgeschichte voraus, ehe am 25. April 1951 der Bautzener Domkapitular, Kanonist und spätere Generalvikar Dr. Johann Hötzel die staatliche Verlagslizenz erhielt. Bereits seit 1951 brachte der Benno Verlag die katholische Sonntagszeitung „Tag des Herrn“ heraus. Das vom Bistum Berlin herausgegebene „St. Hedwigsblatt“ wurde ebenfalls im St. Benno Verlag gedruckt, während die sorbische Kirchenzeitung „Katolski Posol“ im Verlag der – staatsnahen – sorbischen Dachorganisation Domowina erschien. Entgegen der Beteuerungen des Regimes unterlagen auch die kirchlichen Verlage der staatlichen Zensur. So war auch der St. Benno Verlag stets von der Erteilung der staatlichen Druckerlaubnis abhängig. So musste beispielsweise die Jugendzeitschrift „Christophorus“ nach nur zehn Ausgaben eingestellt werden. Daneben litt der Verlag stets an der mangelnden Papierzuteilung, weshalb der „Tag des Herrn“ bis 1988 nur 14-tägig erscheinen konnte. Alle Publikationen des St. Benno Verlages benötigten auch eine kirchliche Druckerlaubnis – das sogenannte Imprimatur. Die Bemerkung in den meisten Büchern aus dem Benno Verlag „Nur zum Vertrieb und Versand in der Deutschen Demokratischen Republik und in den sozialistischen Ländern bestimmt“ verweist auf die Bedeutung der Benno-Bücher für die Ostblockstaaten. Vor allem für die Katholiken in der Tschechoslowakei war der Leipziger Verlag fast die einzige Quelle, um an christliche Literatur zu kommen. Dem St. Benno Verlag kam als kirchlicher Verlag eine Sonderstellung zu. Er und der – später in den St. Benno Verlag integrierte – Heiligenstädter Verlag F. W. Cordier waren, abgesehen von einigen Publikationen des CDU-eigenen Unionverlages, die einzigen, welche in der DDR Catholica druckten. Dies machte sie zu Exoten in der Verlagslandschaft.

Der Bau der Berliner Mauer zementierte 1961 die deutsche Teilung und markierte für die katholische Kirche in der DDR eine Zäsur, die schließlich zu einer Intensivierung und einer organisatorischen Neuaufstellung der Pastoral führte. Das Bistum Meißen war im Bereich kategoriale und überpfarrliche Pastoral gut aufgestellt. In den beiden großen sächsischen Städten Dresden und Leipzig gab es große und aktive Studentengemeinden, die mit Dr. Ludwig Baum (1896–1973) und Dr. Werner Becker (1904–1981) von herausragenden Charakteren geleitet wurden. Ludwig Baum wirkte bereits ab 1925 als Dresdner Studentenseelsorger, daneben leitete er zeitweilig auch das Landheim in Dresden-Hellerau und hatte ab 1932 einen Lehrauftrag für Katholische Religion an der TH Dresden. Der unabhängige Denker stieß mit seinen Thesen auch bisweilen in bestimmten kirchlichen Kreisen auf Widerspruch, was schließlich sogar in Häresievorwürfe mündete. Bald nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten entzog das NS-Regime Baum seinen Lehrauftrag. Um Schlimmeres zu verhüten, berief ihn die Bistumsleitung daraufhin als Studentenseelsorger ab. Kurz nach dem Kriegsende nahm Baum die Studentenseelsorge wieder auf und wirkte bis 1966 als Dresdner Studentenpfarrer. Die ostdeutschen Studentengemeinden verstanden sich als ein Studium Generale, welches den ideologisierten Hochschulen eine christlich-humanistische Bildung entgegensetzte. In seinen abendfüllenden Vorträgen in der Dresdner Katholischen Studentengemeinde (KSG) brachte Baum beispielsweise seinen Hörern Goethes „Faust“ und den sächsischen Staatsmann Heinrich Graf von Brühl (1700–1763) oder auch verschiedene klassische Musikwerke nahe.

Am 5. Januar 1930 hatte Bischof Christian Schreiber (1872–1933) an der Liebfrauenkirche in Leipzig-Lindenau die Priestergemeinschaft des Leipziger Oratoriums errichtet. 1961 wurde von Leipzig aus ein zweites Oratorium im Meißen gegründet, welches zuerst in Pirna und ab 1971 in Dresden-Weißer Hirsch seinen Sitz hatte. Diesem Oratorium gehörte Franz-Peter Sonntag (1920–1987) an, der 1962 den Auftrag erhielt, im Bistum Meißen die Akademikerseelsorge aufzubauen. Sonntag konnte in Dresden auf das Wirken Baums aufbauen, der unter dem Dach der Dresdner KSG sogenannte Altakademiker, aber auch junge Absolventen gesammelt hatte. Anders als bei klassischen Bildungsangeboten setzte die Akademikerseelsorge neben der thematischen Arbeit in gleichem Maße auf religiöse Betreuung und Gemeinschaftstiftung. Regelmäßig wurden klassische Exerzitien, aber auch offener gestaltete Einkehrtage angeboten. Ähnlich wie in den Studentengemeinden, fanden sich – in Dresden und bald in zahlreichen anderen Orten – die Akademikerkreise zu Abendvorträgen zusammen. Daneben bot die Akademikerseelsorge Wochenendveranstaltungen für die Berufsgruppen sowie thematische Veranstaltungen auf regionaler Ebene an. Der Gemeinschaftsbildung dienten vor allem die Kurse und Freizeiten in der Sächsischen Schweiz, sowie die besonders

Weihe der römisch-katholischen Pfarrkirche St. Johann Nepomuk in Karl-Marx-Stadt (heute Chemnitz), 1955
Sammlung Karl Bauer, Chemnitz



beliebten Winterfreizeiten im Jugendhaus in Schmiedeberg. Franz-Peter Sonntag war dafür bekannt, dass er in seinen Vorträgen Episoden aus der Kirchengeschichte ebenso verständlich wie spannend und mitreißend vermitteln konnte. Als Sonntag 1973 als Dozent für Kirchengeschichte an das Philosophisch-Theologisches Studium nach Erfurt wechselte, folgte ihm der Dresdner Studentenpfarrer Michael Ulrich (geb. 1928) als Akademikerseelsorger nach. Ullrich gehörte ebenso wie Sonntag dem Dresdner Oratorium an. Nach Michael Ulrich leitete bis Mitte der 1990er Jahre der Dresdner Oratorianer Siegfried Foelz (geb. 1933) die diözesane Akademikerseelsorge. Allerdings erreichte die Akademikerseelsorge stets nur einen überschaubaren Kreis.

Ab Mitte der 1950er Jahre gelang es – ähnlich wie in den anderen Jurisdiktionsbezirken – die pastorale Infrastruktur deutlich zu verbessern. Nicht wenige Gemeinden konnten nun von ihren notdürftigen Gottesdienststätten in neugebaute Kirchen und Kapellen umziehen. Viele der in der Nachkriegszeit neugegründeten Gemeinden wurden nach und nach zu Pfarreien erhoben. In Chem-

Kindergruppe zur Erstkommunion vor der katholischen Kirche in Roßwein, 1957
SLUB Dresden, Deutsche Fotothek,
Foto: Günther Hanisch



nitz war bei der Bombardierung der Stadt – am 5. März 1945 – auch die innerstädtische Pfarrkirche am Roßmarkt zerstört wurden. Der Gemeindepfarrer Karl Fischer führte ab 1948 langwierige Verhandlungen mit den staatlichen Instanzen. Nachdem zwischenzeitlich eine Turnhalle für den Sonntagsgottesdienst genutzt werden konnte, gelang es schließlich der Gemeinde, ein Grundstück am Rande des Stadtzentrums zu erwerben. Der Bau einer Kirche an Rande des Zentrums der 1953 in Karl-Marx-Stadt umbenannten sächsischen Großstadt wurde als hoffnungsvolles Zeichen wahrgenommen. Zu dieser Wahrnehmung trug sicher bei, dass das Grundstück nahe der Bahnstrecke Dresden-Hof lag. Die Weihe der St. Johannes-Nepomuk-Kirche in Karl-Marx-Stadt fand am 23. April 1955 statt. 1956 wurde diese Kirche von Bischof Spülbeck zur Propsteikirche erhoben. Allerdings waren die kirchlichen Bauprojekte stets abhängig von Phasen und Launen der staatlichen Kirchenpolitik und deren ausführenden Organen. So durfte in Karl-Marx-Stadt, entgegen der ursprünglichen Absprache, die neue Kirche nur ohne Turm und Pfarrhaus gebaut werden, womit das hoffnungsvoll begonnene Bauprojekt ein unvollendeter Torso blieb.

Am 25. Januar 1959 kündigte Papst Johannes XXIII. (1881–1963) die Einberufung des II. Vatikanischen Konzils an. Die DDR-Regierung gestattete den Bischöfen samt ihren persönlichen Begleitern und je einem Theologen, am Konzil teilzunehmen. Teilweise gestalteten sich die Reisemodalitäten recht holprig. (Zwei Bischöfe mussten in Wien bei der Bahnhofsmision übernachten). Bischof Spülbeck wurde von seinem ehemaligen Sekretär, Domkapitular Hermann Joseph Jakob Herrmann, zum Konzil begleitet. Da Spülbeck schon lange im Bereich der liturgischen Erneuerung engagiert war, wurde er von den Bischöfen in die Liturgiekommission gewählt. Vor dem Hintergrund seiner Diasporaerfahrungen machte er sich hierbei besonders für die weitgehende Einführung der Muttersprache in der Liturgie stark. Das Konzil ging am 8. Dezember 1965 zu Ende, womit gleichzeitig die Phase der Umsetzung der Konzilsbeschlüsse begann. Diese Umsetzung des Konzils machte sich auch im Leben der Pfarrgemeinden bald bemerkbar. An erster Stelle stand hierbei die Liturgie. Die Gottesdienste fanden nun in der Muttersprache statt, in den Kirchen wurden die Altarräume gemäß den neuen Normen umgebaut, die Vorabendmesse wurde eingeführt usw.

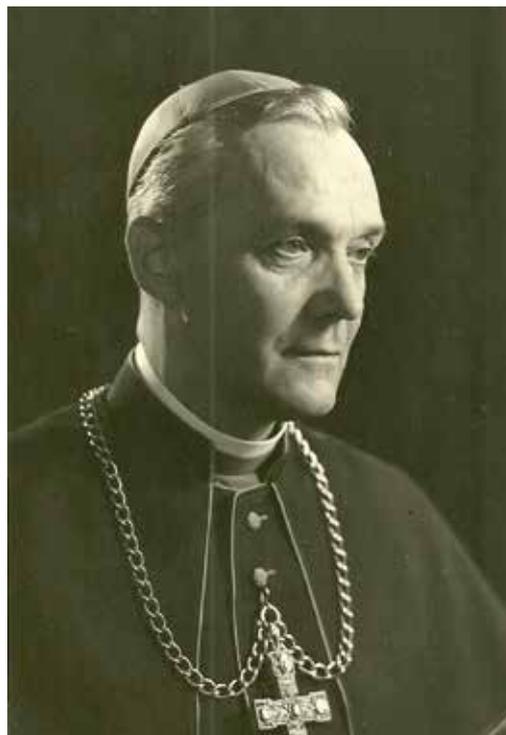
Infolge des Konzils kam der Ökumene eine Bedeutung zu. 1966 wurde daher die ökumenische Arbeitsstelle des Bistums Meißen ins Leben gerufen. Zehn Jahre lang leitete der Leipziger Oratorianer Werner Becker diese Einrichtung. Der Konzilstheologe und Newman-Forscher war schon seit langem in der Una-Sancta-Bewegung aktiv, daher war für ihn die ökumenische Arbeit ein Herzensanliegen. Sein Nachfolger Michael Ullrich baute später den Arbeitskreis „Beziehungen zum Judentum“ auf.



Diözesansynode in der Katholischen Hofkirche in Dresden, Juni 1970
© St. Benno Verlag Leipzig

Das Anliegen Bischof Spülbecks war es, das Konzil auf der Ebene der Ortskirche zu rezipieren. Am 31. August 1965 kündigte er deshalb auf der Erzpriesterkonferenz an, eine Diözesansynode abzuhalten. Am 29. Januar 1966 wurde die Synode in einem in allen Gottesdiensten zu verlesenden Hirtenwort offiziell angekündigt. Wenige Tage später wurde auch die Vorbereitungscommission errichtet. In seinem Hirtenwort hatte der Bischof die Gläubigen eingeladen, Vorschläge zum Inhalt der Synode einzureichen, woraufhin ca. 1.600 Vorschläge bei der Vorbereitungscommission eingingen. Unter diesen Vorschlägen fanden sich auch Kuriositäten. So schlug der Familienkreis der Karl-Marx-Städter Gemeinde Maria Hilf vor, die Synode solle die Verkürzung der Gottesdienstdauer beschließen, damit hinterher mehr Zeit für den sonntäglichen Frühschoppen bliebe. Am 13. Juni 1969 traten nach vierjähriger Vorbereitungszeit die Synodalen im linken Seitenschiff der Dresdner Hofkirche zum ersten Mal zusammen. Die erste Diözesansynode hatte 1923 im Kloster Marienstern getagt und war eine Klerikerversammlung gewesen, deren Aufgabe es war, vorbereitete Texte ohne große Diskussion feierlich zu beschließen. Die 2. Meißner Synode sollte bewusst nicht so ablaufen, zumal ihr als zweite nachkonziliaren Synode im deutschen Sprachraum eine besondere Aufmerksamkeit sicher war. Spülbeck erreichte bei Papst Paul VI. (1897–1978) eine Ausnahmegenehmigung, sodass auch Laien als gleichberechtigte Mitglieder an der Synode und deren Kommissionen mitwirken konnten. Dem Anliegen der Konzilsrezeption war das Synodaldekret I gewidmet. Dieses Dekret („Ziele und Aufgaben der Erneuerung des Bistums Meißen nach dem II. Vatikanischen Konzil“) fand bei der zweiten Arbeitssitzung im Oktober 1969 die Zustimmung von 95,5 Prozent der Synodalen. Daraufhin setzte Bischof Spülbeck das Dekret im März 1970 in Kraft. Am Synodaldekret II („Die Ordnungen der Räte“) entzündete sich eine theologische Diskussion, ausgelöst durch den Erfurter Alttestamentler Hans

Lubsczyk (1911–2008). Das Dekret wurde daraufhin von Spülbeck nur ad experimentum bestätigt. Wie insbesondere der unveröffentlichte Briefwechsel zwischen den beiden Synodalen Prälat Dr. Heinrich Bulang (1914–1976), Bautzen, und Monsignore Werner Jaschke (1915–2001), Karl-Marx-Stadt, zeigt, gab es auf der Synode eine kleine kritische Minderheit. Diese Minderheit bestand aus Geistlichen, die aus theologischen und kirchenrechtlichen Gründen gegen die wichtigsten Synodaldekrete sehr starke Bedenken hatten. Allerdings konnten die Bedenkenträger in der Synodaula nur wenig ausrichten. Trotzdem zeigte sich hinter den Kulissen der Einfluss dieser Synodalen. Dem Vernehmen nach drängte das Domkapitel Bischof Spülbeck, die Synodaldekrete I und II nicht in Kraft zu setzen. Die anderen Jurisdikti-



Bischof Gerhard Schaffran, 1970
Sammlung Karl Bauer, Chemnitz



Neubau für das Ordinariat des Bistums Dresden-Meißen in Dresden, Käthe-Kollwitz-Straße 81, 1984
SLUB Dresden, Deutsche Fotothek,
Foto: Ingrid Rous

onsbezirke waren jeweils durch einen Beobachter in der Synodenaula vertreten. Der Berliner Beobachter, Ordinariatsrat Peter Riedel, berichtete gegenüber Kardinal Bengsch sehr kritisch über den Verlauf der Synode. Hierzu trug auch bei, dass Riedel den Austausch mit den konservativen Synodalen pflegte. Die Berichte Riedels führten dazu, dass Kardinal Bengsch die Synode öffentlich als „häretisch“ bezeichnete. Die BOK beauftragte daraufhin den Bischof und Kapitelsvikar von Görlitz, Gerhard Schaffran (1912–1996), theologische Gutachten über die Synode einzuholen. Im Gegenzug holte der Leipziger Oratorianer Wolfgang Trilling (1925–1993) ebenfalls Gutachten bei bedeutenden Theologen aus der Bundesrepublik ein. Von Seiten der Theologen Walter Kasper (geb. 1933), Karl Lehmann (1936–2018), Karl Rahner (1904–1984), Joseph Ratzinger (geb. 1927) und Rudolf Schnackenburg (1914–2002) wurde der Synode ein positives Zeugnis ausgestellt. Trotzdem schwelte der Konflikt weiter. Für Ende Juni 1970

Katholikentreffen 1987 in Dresden
Archiv Bistum Dresden-Meißen



war eine Sitzung der BOK anberaumt, auf der Spülbeck Stellung nehmen sollte. Dazu sollte es jedoch nicht mehr kommen. Am 21. Juni 1970 erlitt Bischof Otto Spülbeck auf dem Rückweg von der Frauenwallfahrt in Wechselburg einen Herzinfarkt und starb noch am selben Tag im Krankenhaus in Mittweida.

Nachfolger Spülbecks wurde Bischof Gerhard Schaffran. Auf Grund der bevorstehenden Neuordnung der kirchlichen Struktur in den ehemaligen deutschen Ostgebieten leitete er noch bis 1972 gleichzeitig als Kapitelsvikar den deutschen Restteil der Erzdiözese Breslau, das Erzbischöfliche Amt Görlitz. Nach dem Tod Spülbecks hatte Kapitelsvikar Heinrich Bulang die Synode samt deren Kommissionen sistiert. Schaffran willigte auf Grund der Stimmungslage im Bistum trotz eigener Bedenken ein, die Synode fortzusetzen. Daher konnte die Synode noch einmal zu einer Sitzung zusammenkommen, bevor sie – so der offizielle Tenor – in die bevorstehende Pastoralynode aller Jurisdiktionsbezirke überführt wurde. Allerdings machte Schaffran aus seiner Haltung zur Synode keinen Hehl. Die Arbeit der Durchführungskommission versandete schließlich, woran die mangelnde Unterstützung seitens des Bischofs einen nicht unwesentlichen Anteil hatte. Weiterhin setzte Schaffran nur das – kirchenpolitisch harmlose – Synodaldekret über das kirchliche Bauen in Kraft. Die unterschiedliche Einstellung der beiden Bischöfe wird auch in der Dresdner Glaubensumfrage sichtbar. Während Spülbeck dieses Projekt der Dresdner Akademiker begrüßte und sie dazu ermunterte, setzte Schaffran dem Projekt hinhaltenden Widerstand entgegen und ließ es schließlich als vermeintlich nicht repräsentative Umfrage versenden.

Bewusst und im Gegensatz zu seinen Vorgängern ließ sich Schaffran am 17. Oktober 1970 nicht im Bautzener Dom, sondern in der Dresdner Hofkirche feierlich einführen. Nach einer Übergangszeit nahm er seinen Wohnsitz in Dresden-Hosterwitz. Für Schaffran stand die Verlegung des Bischofssitzes ganz oben auf seiner Agenda. Bereits 1972 wurde das Pastorale Amt nach Dresden verlegt und in der dortigen Dr.-Conert-Straße die Bischöfliche Verwaltungsstelle eingerichtet. Nachdem nach langwierigen Verhandlungen staatlicherseits der Neubau des Bischöflichen Ordinariates genehmigt worden war, stand der Verlegung des Bischofssitzes nichts mehr im Weg. Daher konnte nun die Verlegung von Bischofssitz, Ordinariat und Domkapitel nach Dresden am 25. März 1980 – dem Hochfest Mariä Verkündigung – feierlich vollzogen werden.

Das Verhältnis des Bischofs zu den katholischen Sorben war zeitweise sehr angespannt. Die Neubesetzung der zweisprachigen Pfarrei Wittichenau mit einem deutschen Pfarrer und die Verlegung des Zisterzienserkonvents von St. Marienstern in den sorbischen Wallfahrtsort Rosenthal bildeten die Hauptproblemfelder. Da sich Schaffran und sein Weihbischof Georg Weinhold (1934–2013)

zudem weigerten, die Firmung auf Sorbisch zu spenden, steigerte das den Verdruss der sorbischen Priester. Als sich schließlich der sorbische Jesuitenpater Stanislaw Nawka (1911–1992) in dieser Angelegenheit an den Heiligen Stuhl wandte, drohte vollends die Eskalation. Erst dem seit 1983 amtierenden Generalvikar Herrmann Joseph Weisbender (1922–2001) gelang es schließlich, die Situation zu bereinigen. Die Ernennung eines in den Konflikt besonders involvierten sorbischen Priesters zum Bautzener Dompfarrer und die Gründung des Cyrill-und-Methodius-Werkes trugen maßgeblich zur Entspannung bei. Es ist hierbei zu beachten, dass die beiden in diesem Konflikt federführenden sorbischen Geistlichen als IM Martin bzw. IM Rudolf geführt worden. Wie auch vor ihm Spülbeck, fungierte Gerhard Schaffran als stellvertretender Vorsitzender der BOK bzw. ab 1976 der Berliner Bischofskonferenz (BBK). In dieser Funktion war er beim offiziellen DDR-Besuch des vatikanischen Außenministers, Erzbischof Agostino Casaroli (1914–1998), in Ost-Berlin zugegen und empfing den römischen Gast anschließend am 12./13. Juni 1975 in Dresden. Als kurzzeitiger Vorsitzender der Berliner Bischofskonferenz machte vor allem sein Antrittsbesuch bei Erich Honecker (1912–1994) Furore.

Die sich zunehmend verstärkende chronische Devisenknappheit der DDR erleichterte ab Mitte der 1970er Jahre den Bau von Kirchen und Gemeinderäumen. Das aus der Bundesrepublik finanzierte und über Genex abgewickelte Sonderbauprogramm ermöglichte unter anderem den Bau der Leipziger Propsteikirche sowie neuer Kirchen in den Neubaugebieten am Rande der Großstädte. 1983 gelang nach einer Begegnung des Bischofs mit Mutter Teresa von Kalkutta (1910–1997) in Rom, die Missionarinnen der Nächstenliebe auf dem Karl-Marx-Städter Sonnenberg anzusiedeln. In der Folgezeit besuchte Mutter Theresa zweimal das Bistum Dresden-Meißen – hierbei mussten die SED-Funktionäre jeweils vor der durchsetzungsstarken Ordensfrau und Friedensnobelpreisträgerin kapitulieren. Da Mutter Theresa die Einreise in die Tschechoslowakei verwehrt wurde, warf sie im Erzgebirge symbolisch einen Rosenkranz in Richtung der Grenze.

Den Abschluss der Amtszeit Gerhard Schaffrans bildete das Dresdner Katholikentreffen vom 10. bis 12. Juli 1987, welches unter dem Motto „Gottes Macht – Unsere Hoffnung“ stand. Wenige Tage später trat Schaffran in den Ruhestand und starb 1996 in Dresden. Nachdem der bisherige Generalvikar Herrmann Joseph Weisbender das Bistum einige Monate übergangsweise verwaltet hatte, ernannte Papst Johannes Paul II. (1920–2005) – ohne vorherige Wahl durch das Domkapitel – Caritasdirektor Joachim Reinelt (geb. 1936) zum neuen Bischof. Joachim Reinelt leitete das Bistum Dresden-Meißen 24 Jahre. In die Amtszeit Reinelts fällt die Friedliche Revolution in der DDR. Der evangelische Theologe Friedrich Schorlemmer (geb. 1944) bezeichnete die Katholiken wiederholt als die



Bischof Joachim Reinelt
Foto: Bistum Dresden-Meißen

„Trittbrettfahrer der Revolution“. Die Berliner Bischofskonferenz war durch den Weggang Kardinal Joachim Meisners (1933–2017) nach Köln führungslos und der am 7. November 1989 neu gewählte Vorsitzende Georg Sterzynski (1936–2011) noch unerfahren, daher gaben sogenannte „Politprälaten“ die große kirchenpolitische Linie vor. Doch vor Ort engagierten sich viele Katholiken Seite an Seite mit evangelischen Christen und Konfessionslosen für die demokratische Erneuerung in der DDR.

Pars pro toto seien zwei Beispiele aus dem Bistum Dresden-Meißen genannt. In Reichenbach im Vogtland setzte sich Pfarrer Norbert Weinhold (1939–2020) in den Wendetagen regelmäßig im Schaukasten der Pfarrei mit den aktuellen politischen Ereignissen auseinander. Themen waren u. a. die gefälschte Kommunalwahl, die Ausreisewelle sowie Texte der russischen Dichterin Anna Achmatowa. Als Pfarrer Weinhold daraufhin vom Rat des Kreises vorgeladen und ins Kreuzverhör genommen wurde, verhielt er sich freundlich und konzilient, blieb jedoch in der Sache hart. In Crimmitschau hatte Pfarrer Joachim Wenzel (1925–2005) besonders intensive ökumenische Kontakte. Er gehörte zu den Initiatoren des christlichen Friedensseminars in Königswalde bei Werdau. In den Wendetagen stellte der Pfarrer – entgegen der ausdrücklichen Weisung der BBK – sein Gemeindezentrum dem Neuen Forum zur Verfügung und wirkte regelmäßig bei den Friedensgebeten mit. Während die evangelischen Christen bei der Friedlichen Revolution federführend waren, beteiligen sich die ostdeutschen Katholiken überproportional am Aufbau der demokratischen Strukturen in den neuen Bundesländern des wiedervereinigten Deutschlands.

Verwendete Literatur

Dieter Grande/Peter-Paul Straube: Die Synode des Bistums Meißen 1969–1971. Die Antwort einer Ortskirche auf das Zweite Vatikanische Konzil, Leipzig 2005.

Rudolf Kilank: Die Sorbische Priesterkonferenz im 20. Jahrhundert. Eine Dokumentation, Bautzen-Budyšin 2002. (Diese umstrittene Publikation sei der reinen Vollständigkeit halber angeführt!)

Christian März: Otto Spülbeck. Ein Leben für die Diaspora, Leipzig 2010.

Heinrich Meier: Eine Pfarrei nach 150 Jahren. Die Pfarreien und Seelsorgestellen im Dekanat Karl-Marx-Stadt, Karl-Marx-Stadt 1978.

Birgit Mitzscherlich: Diktatur und Diaspora. Das Bistum Meißen 1932–1951, Paderborn/München/Wien/Zürich 2005.

Josef Pilvousek: Die katholische Kirche in der DDR. Beiträge zur Kirchengeschichte Mitteleuropas, Münster, 2014.

Hermann Scheipers: Gratwanderungen. Priester unter zwei Diktaturen, 2. Auflage Leipzig, 1997.

Bernd Schäfer: Staat und katholische Kirche in der DDR, Köln/Weimar/Wien 1998.

Elisabeth Preuß: Die Kanzel in der DDR. Die ungewöhnliche Geschichte des St. Benno Verlags. Leipzig 2006

Marianne Seewald: Soli Deo. Gerhard Schaffran, Bischofsjahre 1962–1996, Leipzig 2012.

Unveröffentlichte Quellen

Nachlass Pfarrer Werner Jaschke im Pfarrarchiv Chemnitz
Nachlass Pfarrer Joachim Wenzel im Archiv der Pfarrei Heilige Familie Zwickau

Autor

Kaplan Markus Ruhs
Bautzen